

Das Ende des Café de l'Europe.

Als wollte es das langsame Sterben Wiens nicht mit ansehen, hat das Café de l'Europe Harakiri gemacht. Wie jener Sektionschef der Kabinettskanzlei, der den Zusammenbruch des alten Oesterreich nicht überleben konnte. Der Herr Kiebl hätte sein Kaffeehaus sicherlich auch als Kaffeehaus verkaufen können. Aber er wollte nicht. Das Café de l'Europe hört am 15. Dezember zu leben auf. Eine Bank zieht der leuchtenden Uhr gegenüber ein, die bis 1914 dem nächstlichen Wien niemals eine Stunde geschlagen hat. Ihr Zifferblatt ist erloschen. Das Café de l'Europe existiert nicht mehr. Harakiri.

Es ist die letzte, vornehme Geste des sterbenden Wieners, der die lang gehegte Gemütlichkeit dem starren Kapital ausliefert. Ein Wiener, der einsieht, daß es so, wie es gewesen, nun nicht mehr sein wird. Und der sich zu alt glaubt, die „neue Zeit“ mitmachen zu können. Er läßt seine Popularität an ihrer Schwelle und begnügt sich, zu den Wahrzeichen der alten verschwundenen Zeit zu gehören. Ein Kaffeehausbesitzer, der mehr Orden als irgend eine Erzellenz aufweisen konnte. Er hatte allen europäischen Notabilitäten den schwarzen Kaffee serviert und war mehrfacher Hoflieferant. Er leitete sein Geschäft aus dem höflichen „Habe die Ehre, die Herren“ gegen die ganze und halbe Welt, die Gast im Café de l'Europe war. Denn es gehörte zum Charakter dieses einzigartigen Kaffeehauses, daß es auch allen Gestalten des Wiener Nachtlebens Unterkunft gewährte. Lebemänner, Dichter, Promenadendamen und andere Leute, die keinen Beruf haben, erwarteten hier den grauen Morgen. Und die Nachtschwärmer und Faschingsnarren einer glücklicheren Zeit schüttelten hier die Confettis von den Mänteln, Wiener Wäschermädeln aus den Blumensälen tranken noch eine Melange und der Narrenabendstrolach vertrieb sich um vier Uhr morgens den Schlaf. Für die Fremden war das „Europe“ dasjenige vom Wiener Nachtleben, das man unbedingt gesehen haben mußte. Eine „durchdrachte“ Nacht ohne „Europe“ war für den Normalwiener und seinen fremden Gast nicht gut denkbar. Und wenn er nur für fünf Minuten ins „Europe“ ging. Es gehörte dazu.

Wenn das Kaffeehaus im Sommer seinen „Garten“ auf den Stephansplatz stellte, hatte die Saison wieder ihren Höhepunkt erreicht. Im Winter war es der Fasching, der hier das Leben nicht aufhören ließ, im Sommer ist es eben der Sommer gewesen. Rennen, Trabfahren, Wurstelbrater, Sachergarten, Kaisergarten, Eisvogel. Auf der Terrasse des „Europe“ sah sich alles wieder. Und in gehobenerer Stimmung. Da schienen alle gesellschaftlichen Kontraste eingeschränkt oder aufgehoben, der Wiener wurde „gemütlich“. Und wenn Franzosen, Amerikaner, Engländer von der Gemütlichkeit Wiens erzählen, so haben sie sie meist bei Fiakerkutschern und im Café de l'Europe studiert. Wir haben demnach diesem Kaffeehaus und seinem Besitzer einiges zu verdanken. Sein Lokal förderte die Gemütlichkeitsneigungen des Wieners, durch Kaffee, Tee und Alkohol gelang es ihm, Gegensätze auszugleichen und eine Brücke des Verstehens zwischen jenen zu schaffen, die hier an getrennten Tischen saßen. Nicht jede Stadt hat ein Kaffeehaus mit so veröhnlicher Mission. Wenn es auch hier einmal Kummel und Streit gab, es wurde doch nie ernst. Die heiteren Geister Wiens hielten Wache und jeder Rabau wurde hier unabänderlich zur „Heh“, an der sich Omnibuskondukteure, Narrenbrater und Blumenverkäuferinnen beteiligten.

Wenn wieder einmal ruhigere und besser beleuchtete Zeiten kommen, wird dem Stephansplatz dieses sein zweites

Wahrzeichen sehr abgehen. Einweilen merkt man freilich nichts davon, denn das Leben Wiens wird ja um neun Uhr abends, zu einer Stunde, wo es seinerzeit noch nicht begonnen, abgestellt. Und einsame Posten schreiten durch leere Gassen.

Man mag über Gemütlichkeit wie immer gedacht haben. Jetzt geht sie einan ab. Schließlich war es doch die bessere Zeit, da der Herr Kiebl von Tisch zu Tisch ging und seine Verbeugung machte. Später tat er es ja nicht mehr und die eintretenden Gäste machten eher vor dem populären Kaffeesieder ihr Buderl. Früher hatte er die Ehre, später hatten sie nur mehr die Gäste. Es war das Café zum Wiener, der „niemals untergeht“ und der Welt „eine Hagen ausreißt“. Mit diesen Texten und Melodien ist auch der Gegenstand ihrer Verherrlichung ins Jenseits dieser Welt übersiedelt. Und die Daseinsfreude, nach der es einen Wein geben und wir nicht mehr leben werden, ist eitel Aufschneidererei. Aller Voraussicht nach wird es, sollte es so weitergehen, auch keinen Wein mehr geben.